

**Kronen
Zeitung**

www.krone.at



WORTGEWALTIG
Der Sci-Fi-Autor
Michael Vogt
liebt die
Schriftstellerei
und das Fliegen.

PFLEGELEICHT
Gestatten, Jindalee
und Jorek, die
„Assistenten“ von
Hundecoach Dieter
Prettenthaler.



s'Magazin



usm Ländle

SAMSTAG, 15. AUGUST 2015



RUTH SWOBODA

EINE STEILE KARRIERE

Die Biologin über ihren Weg von der Welt-
klasse-Handballerin zur Museumsdirektorin

„ Wir wollen
aufklären,
nicht bestrafen.
Naturschutz mit
erhobenem
Zeigefinger ist
unsere Sache nicht!

Was macht den Vorarlberger aus, Frau Swoboda?

INTERVIEW

Seit 2011 ist Ruth Swoboda (37) wissenschaftliche Direktorin der Dornbirner „inataura“. Im Interview mit Emanuel Walser spricht die Verhaltensforscherin über die Naturräume im Ländle, ihre Zeit als Spitzenhandballerin und die spezifischen Wesensmerkmale des typischen Vorarlbergers.

Die gebürtige Niederösterreicherin Ruth Swoboda fühlt sich offensichtlich ganz wohl im Ländle – sogar im Urlaub erlag sie nicht dem Fernweh: „Wir sind in Vorarlberg geblieben und waren in der wunderschönen Bergwelt des Rätikons unterwegs.“

Frau Swoboda, heute, am 15. August wird der sogenannte „Earth Overshoot Day“ begangen, jener Tag also, an welchem die Welt die Ressourcen, die eigentlich für ein ganzes Jahr reichen sollten, aufgebraucht hat. Ist Vorarlberg diesbezüglich ein Musterland, oder sündigen wir genauso wie andersorts?

Ich kenne die genauen Zahlen nicht, weiß aber, dass Vorarlberg zumindest im österreichischen Vergleich vielfach zu den Musterländern gehört. Gleich, ob die mit dem Fahrrad zurückgelegten Kilometer, die Energieeffizienz beim Wohnbau, Mülltrennung oder die Anzahl der Elektroautos pro Kopf – Vorarlberg zählt überall zu den Spitzenreitern.

Das nötige Bewusstsein für die Natur und den Umgang mit dieser ist also vorhanden?

Verallgemeinern würde ich das nicht. Doch wenn ich aus meinen

Erfahrungen im Arbeitsalltag sprechen darf: Gerade im Bereich der Naturvermittlung, sozusagen die Hauptaufgabe unseres Museums, ist die Nachfrage definitiv größer als im restlichen Österreich. Was vielleicht auch damit zusammenhängt, dass es in Vorarlberg keine Universität gibt, die sich mit dieser Thematik beschäftigt. Des Weiteren kooperieren wir auch sehr eng mit dem Tourismus. Und für diesen würde ich sofort unterschreiben, dass der Trend eindeutig in Richtung Nachhaltigkeit geht. Die Natur wird mittlerweile nicht nur als vermarktbarer Kulisse gesehen, sondern als echter Schatz, den es auch im Sinne einer belebten Kulturlandschaft zu erhalten gilt.

In Vorarlberg liegen Ballungsräume, Industriegebiete, Kultur- und Naturlandschaften oft in unmittelbarer Nähe zueinander. Eignet sich das Ländle daher als Modellregion für das Zusammenspiel zwischen Mensch und Natur?

Ganz bestimmt. Vor allem auch deshalb, weil die Vorarlberger per se sehr innovativ sind und die Dinge grundsätzlich g'hörig machen wollen. Durch die Kleinheit des Landes sind ja fast zwangsläufig ungewöhnliche und kreative Lösungen gefordert. Und was mir als

Zugereiste besonders aufgefallen ist: In Vorarlberg sind die Wege kurz. Sitzen erst einmal die richtigen Menschen am Tisch, kommen diese meist sehr rasch zu einem produktiven Ergebnis.

Aus der Kleinheit ergeben sich fast zwangsläufig Konflikte. Kaum verirrt sich etwa ein Wolf ins Land, bricht Panik aus. Hat Vorarlberg Platz für Wildnis?

Von ein paar Schluchtenwäldern einmal abgesehen, gibt's in Vorarlberg keine Wildnis, sondern ausnahmslos Kulturlandschaften. Allerdings lassen sich überall Biotope finden – teils geschützt, teils von Menschenhand geschaffen –, in denen Platz für Natur ist. Und im Gegensatz zu anderen Ländern gibt es bei uns kein Gebiet, das dem Menschen nicht zugänglich wäre. Und dennoch wäre auch bei uns genügend intakter Lebensraum vorhanden, um etwa ein Wolfsrudel zu beheimaten.

Wäre es nicht im Sinne des Naturschutzes, gewisse Gebiete einfach zu Sperrzonen zu erklären?

Klar wäre jeder Naturschützer, Biologe und Sachverständige dafür, wenn Menschen zu gewissen Gebieten keinen Zutritt hätten. Im kleinen Vorarlberg ist das allerdings schwierig. Unser Ansatz als

FORTSETZUNG

Museum ist folgender: Wir versuchen über unsere Angebote die Menschen zu lenken, sie für die Bedürfnisse der Natur zu öffnen und ihnen auch das Rüstzeug mitzugeben, um selbst auf positive Weise Einfluss nehmen zu können – und sei es nur, dass jemand an der richtigen Stelle einen Brombeerstrauch pflanzt. Wir wollen aufklären, nicht bestrafen. Naturschutz mit erhobenem Zeigefinger ist unsere Sache nicht!

Die „inatura“ ist ein ausgesprochen beliebtes Exkursionsziel für Schulklassen. Müssen Sie einem Kind aus dem Ländle erklären, dass die Milch von der Kuh kommt?

Auch wir müssen feststellen, dass es am grundlegenden Basiswissen massiv fehlt. Du kannst heutzutage kaum mehr ein Kind fragen: Wie sieht ein Dachs aus? Was ist ein Ameisenhaufen? Kannst du drei Blumenarten aufzählen? Allerdings zeichnet sich eine Tendenz in die andere Richtung ab. Nicht umsonst boomen Waldschulen, Waldkindergärten oder Gemeinschaftsgärten. Die Sehnsucht nach der Natur ist also da, nur muss das nötige Wissen wieder eingepflanzt werden. Und genau das kann die „inatura“ auch leisten. Wir bieten nicht nur die Information, sondern auch den konkreten Mehrwert des Erlebens – die Kinder werden aktiv in die Ausstellungen eingebunden, alles darf angefasst werden. Kinder sind ja unglaublich leicht zu begeistern, oft braucht's nur einen kleinen Schubser.

Sie sind vor sieben Jahren nach Vorarlberg gezogen und wurden 2011 mit gerade einmal 33 Jahren naturwissenschaftliche Direktorin der „inatura“. Hätten Sie mit einer so steilen Karriere gerechnet?

Nie im Leben! Aber das ist eben auch typisch für Vorarlberg, denn ich glaube kaum, dass ich in Niederösterreich oder Wien so ganz ohne Kontakte und guten Beziehungen eine solche

Ruth Swoboda
Lachen ist nicht gekünstelt: „Ich habe bei der ‚inatura‘ meinen absoluten Traumjob gefunden.“



STECK BRIEF

Geboren am 16. Februar 1978 in St. Pölten, aufgewachsen im Waldviertel, Studium der Biologie mit Schwerpunkt Verhaltensforschung in Wien. Seit 2011 ist die ehemalige Welklasse-Handballerin naturwissenschaftliche Direktorin der „inatura“ in Dornbirn.

Chance erhalten hätte. Es war tatsächlich ein großes Glück, dass mich die Liebe vor den Arlberg plumpsen ließ. Dabei habe ich mir am Anfang gedacht, dass ich als Biologin, noch dazu mit dem Spezialgebiet Verhaltensforschung, in Vorarlberg wohl verhungern werde! – *Lacht*. Doch ein Zufall jagte den anderen, und heute habe ich meinen absoluten Traumjob. Ich warte immer noch auf den Monsterhaken, denn so gut darf es einem ja eigentlich gar nicht gehen! Ich bin wirklich sehr, sehr dankbar.

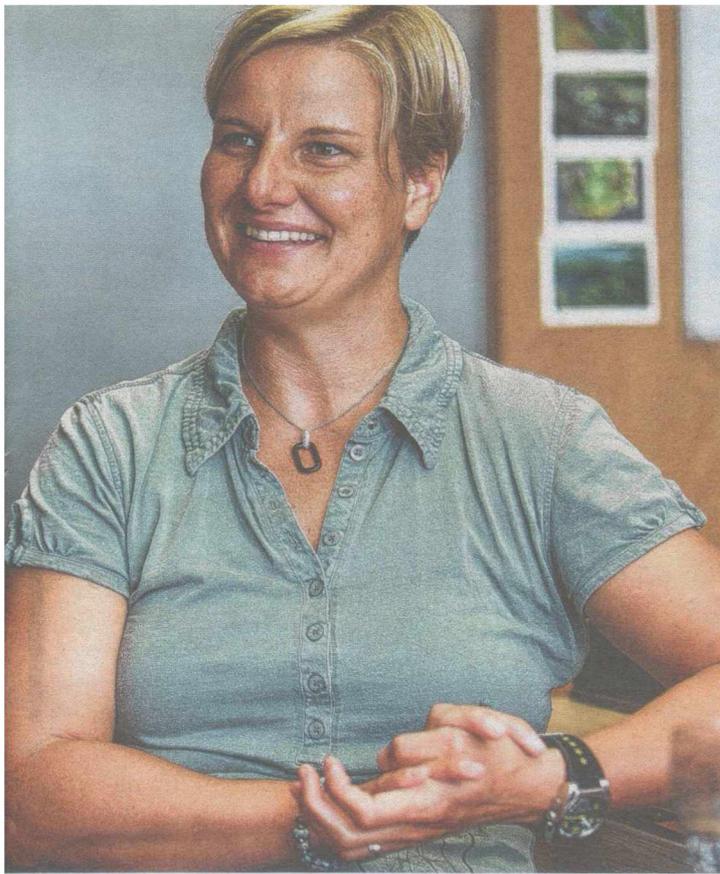
Als Verhaltensforscherin können Sie doch sicher die Frage beantworten, was den Vorarlberger denn so ausmacht?

Mit der Frage habe ich mich natürlich schon auseinandergesetzt. Nach der Schule war ich über einen längeren Zeitraum in Norwegen und wage daher die These, dass der Typus des Vorarlbergers jenem des Norwegers sehr ähnlich ist. Beide sind zwar durchaus zugänglich, bilden aber meist geschlossene Gruppen, zu welchen Außenstehende kaum Zutritt erhalten. Es sei denn, man profiliert sich über die Arbeit in einem Verein. Doch sobald die Mauern durchbro-

chen sind, entwickeln sich Freundschaften, die ein Leben lang halten.

Sie haben parallel zu Schule und Studium Karriere als Handballerin gemacht, sind vielfache Nationalspielerin und mit Hypo Niederösterreich unter anderem Champions-League-Sieger geworden. Hat Sie der Spitzensport geprägt? Ganz bestimmt! Im Hochleistungssport wirst du auf ganz komprimierte Art und Weise erwachsen. Ohne Disziplin und Durchhaltevermögen geht gar nichts, darüber hinaus verlangen gerade Mannschaftssportarten viel ab. Ich habe bei Hypo in der damals weltbesten Klubmannschaft gespielt, der Konkurrenzkampf war enorm. Ungerechtigkeiten waren an der Tagesordnung, und dass man sich nicht mit jeder Mannschaftskollegin gleich gut versteht, liegt in der Natur der Sache. Und dennoch mussten sich alle zusammenraufen, ein echtes Team bilden und ein gemeinsames Ziel verfolgen. So hart die Zeit im Spitzensport mitunter auch war, so möchte ich doch keinen Tag missen.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft – für sich persönlich und die „inatura“?



Fotos: Lisa Mathis

Beides hängt natürlich sehr eng zusammen, zumal der Beruf einen Großteil meines Lebens ausmacht. In erster Linie wünsche ich mir, dass wir auch in Zukunft ein Museum sein werden, das Unterhaltung und Informationsvermittlung auf hohem Niveau bietet. Die Besucher sollen den Eindruck haben, dass die Ausstellungen liebevoll und mit großer Begeisterung gestaltet wurden. Des Weiteren wäre schön, wenn die Vernetzungen, die wir begonnen haben – etwa im Bereich der Erwachsenenbildung – nicht nur greifen, sondern im Sinne eines lebenslangen Lernens auch fest verankert würden. Und dann hätte ich auch noch einen Wunsch ans Christkind: Ich würde mich sehr freuen, wenn sich jener Topf, aus welchem wir jetzt schon jährlich in etwa 30 Forschungsarbeiten finanzieren, in einigen Jahren zu einem Institut für Grundlagenforschung entwickeln würde. Und was meine persönliche Zukunft betrifft: Ich hoffe einfach, dass man mich noch viele Jahre brauchen kann. Außerdem gilt es für mich noch viel im Ländle zu entdecken – ich bin ja noch nicht einmal mit allen Gipfeln des Montafons durch!

Schneiders Brille

ROBERT SCHNEIDER



Der Rosenkranz

Ich sitze gern auf Bänken, denke nichts und schaue. Mit Schauen könnte ich mein ganzes Leben verbringen. Mit Anschauen und Zuschauen. In der Übung des Schauens habe ich es weit gebracht, auch wenn es dafür nichts zu kaufen oder zu gewinnen gibt. Ich habe herausgefunden, dass fast jeder nur noch wegschaut. Keine große Erkenntnis, ich weiß. Aber geheimnisvoll ist das schon, dieses Wegschauen.

Ich sitze vor einem großen Einkaufszentrum und sehe, wie Menschen hinein- und herausströmen. Und während sie hinein- und herausströmen, hat fast jeder Zweite den Blick auf sein Smartphone gerichtet. Was ist so unglaublich wichtig, dass es im Gehen, in der Eile erledigt werden muss? Vielleicht bin ich ja nur neidisch, wäre auch gern wichtig, so dass auf meinem Telefon eine Message nach der anderen aufpiepst. Tut es aber nicht, und wenn was piepst, sind es Roaming-Benachrichtigungen. Da stehen zwei Jugendliche, Junge und Mädchen, vielleicht ein Pärchen. Sie reden, und gleichzeitig fliegen ihre Daumen mit atemberaubender Schnelligkeit über ihre Smartphones. Beeindruckend. Eine junge, sehr schöne Frau weht heran und an mir vorbei. Sie scannt mich mit einem ganz kurzen Blick. Nicht ihr Fall. Uninteressant, und dann tippt sie weiter an ihrem Post.

Handys sind die Rosenkränze früherer Jahrhunderte, an denen sich die Menschen festgehalten haben, um nicht verloren zu gehen in dieser Welt und in der ewigen Welt. Sie sind scheinbar Statussymbole, in Wirklichkeit aber Fetische einer tiefen Vereinsamung. Mit all den Tablets und Smartphones wird eine Art Hoffnung suggeriert: Endlich Nachricht für mich! Aber welche Nachricht? Vor lauter Nachrichten kommt keine mehr an. Keine, die es wert ist, das Handy aus der Hand zu legen. All die Gesichter, die sich über ihre Handys neigen, wären so schön anzusehen, wenn sie sich nicht permanent hinter der Sehnsucht verstecken würden, dass man etwas wert ist auf dieser Erde – geliebt. Ich sitze gern auf Bänken und schaue. Aber es schauen immer mehr weg.